

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 18

Artikel: Eine verlorene Kindesseele [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Forrer, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine verlorene Kindesseele.

Erzählung von Clara Forrer, Zürich.

(Fortsetzung und Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Soß über die reiche Ernte kehren die Beiden zum „Paradies“ zurück.

Helene rückt ihr Feldstühlchen zurecht und schlägt ihr Skizzenbuch auf.

„Siehst du, Heinz“ — sagt sie lächelnd — „unsere Pflicht haben wir gethan, nun dürfen wir auch an unser Vergnügen denken.“

Den anmutigen Kopf hebend und wieder senkend läßt Helene den Bleistift über das weiße Papier gleiten und staunend folgt Heinz den sichern Bewegungen ihrer Hand. Er sieht, wie aus den Strichen Bäume werden, wie aus dem Nichts allmählich ein wogendes Bächlein tritt, an dessen Ufer die Gräser und Karrenkräuter sich neigen; und ihm wird so andächtig zu Mut, als hätte sich vor ihm eine neue wunderbare Welt aufgethan.

Helene legt den Bleistift in ihr Täschchen, trennt das Blatt aus dem Skizzenbuch und reicht es dem Knaben.

„Nimm Heinz, diese Zeichnung soll dir gehören. Und nun sage mir dein Liedchen ‚An die Waldquelle‘; doch langsam, damit ich es unter dieses Bildchen schreiben kann.“

Schön geschrieben sieht Heinz bald darauf sein eigen Gebicht im Rahmen der Tannen und Gräser stehn. Schweigend betrachtet er das wohlbekannte Bild, das ihm gehören sollte; denn reden kann er nicht vor innerer Erregung und Freude.

Helene betrachtete die glückverschönten Züge des Knaben. Wie hübsch doch im Strahl der Freude ein Antlitz werden kann! In ihrem Herzen erwacht das Verlangen, recht oft ein solches Leuchten hervorzaubern zu können auf dem Gesicht eines bekümmerten, nach Liebe sich sehnennden Menschen.

Mit diesem Entschluß im Herzen wendet sich Helene zu dem Knaben.

„Komm Heinz, führe mich zu deiner Mutter.“

Sie fand in der niedern, dumpfen Stube auf hartem Lager ein Weib, das zu müd, um des Lebens schwere Bürde weiter tragen zu können, doch hangend dem nahenden Tod entgegen sah.

Von nun an kehrte Helene oft in dieser Hütte der Armut ein. Sie wußte stets der Kranken etwas mitzubringen, was sie erfreute; legte ihr die Kissen zurecht und hörte teilnehmend ihren Kummer an. Und die Liebe zu diesem leidenden Wesen gab ihr stets die rechten Worte des Trostes ein.

Das kleine Mineli streckte mit Zauchzen seine Arme nach der Fremden aus, wenn sie über die Schwelle trat; durfte es doch auf ihrem Schoß sitzen und Liedchen singen hören.

Das aufmunternde Lob Helenens machte die müden Hände Betelis wieder rüstig zum schweren Tagwerk, und selbst der Holzer-Jakob bemühte sich, freundlicher zu schauen, wenn das feine Fräulein mit frohem Gruß und mit gefülltem Körbchen über seine Schwelle trat. Was ihn aber besonders zu dieser Fremden hinzog, das war ein Gefühl des Dankes für sie, die aus seinem scheuen, nichtsnutzigen Daben einen lebhaften, thätigen Jungen zu machen verstand.

Auch Helene sah mit Freuden, daß ihr Bemühen, den kleinen Freund aus seinem verträumten Wesen aufzuwecken, nicht umsonst war. Oft auf ihren Wanderungen durch den nahen Wald trat ihr Heinz entgegen, der sehnsüchtig auf sie gewartet hatte. Dann hielt er ihr sein volles Erdbeerkörbchen lachend entgegen; denn er wußte wohl, daß er sich erst nach gethauer Arbeit dem Fräulein anschließen durfte. Vergnügt trug er Feldstühlchen und Skizzenbuch nach dem Plätzchen, das durch seine Liebllichkeit Helenens künstlerisches Empfinden erregt hatte und stand strahlenden Blickes neben ihr, während sie zeichnete. Und Helene freute sich des Vertrauens, das ein Kindergemüt ihr entgegen brachte. Sie tauschte selbst beglückt auf seine Verse, die er ihr allein mitzuteilen wagte und freute sich, den verborgenen Schatz, der im Kleide der Armut sich ihr zeigte, langsam heben zu können.

Doch eines Tages steht vor dem Hotel zum Sternen die Postkutsche; Fräulein Helenens Ferientage sind um. Traurig lehnt Heinz am Gartenzaun und schaut unverwandt nach der Thür, aus der seine Freundin treten wird.

Mit einem Strauß für den scheidenden Gast in der Hand, tritt die Sternenvirtin aus dem Garten.

„Na Heinz, was schaust so trübselig in die Welt; hast hungerig in die Schule gehen müssen? Wart, ich bringe dir was Gutes!“ Gutmütig nickend wendet sich die Frau dem Hause zu.

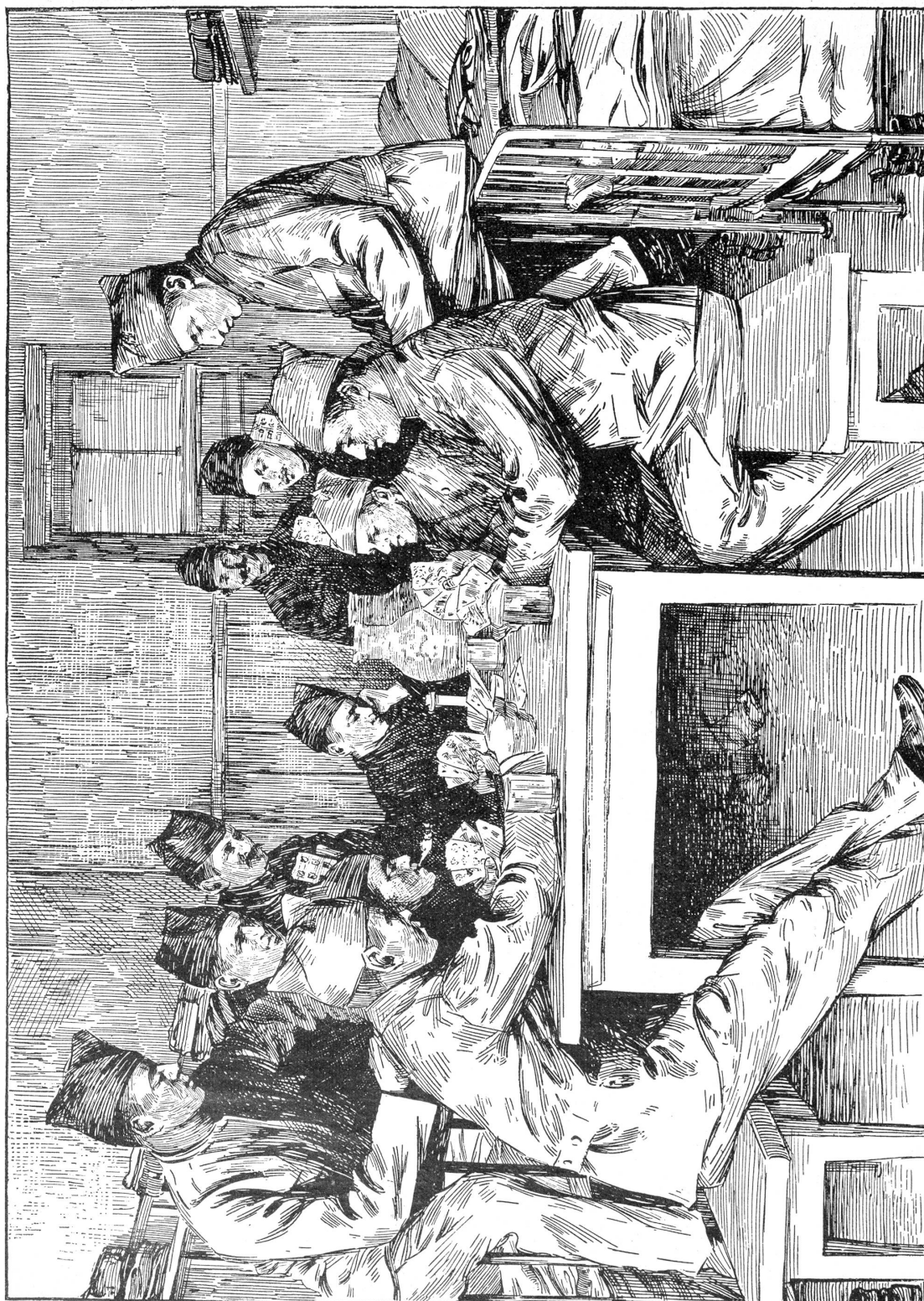
„Ach, wenn's nur der Hunger wär!“ — denkt Heinz und Thränen treten ihm in die Augen; denn soeben sieht er seine Freundin in den Wagen steigen. Die Pferde ziehen an; Helene neigt sich grüßend nach den winkenden Gästen, und ihre freundlichen Augen entdecken im Vorüberfahren den Knaben am Gartenzaun.

„Leb wohl, Heinz; übers Jahr auf Wiedersehn!“

Und vorüber rollt der Wagen, der den guten Engel einer vereinsamten Kindesseele entführt.

Die Sternenvirtin gedenkt des traurigen Knaben, der draußen an der Gartenpforte auf eine Gabe wartet. Sie schneidet Brot und Wurst zurecht und geht, um es dem Harrenden zu bringen.

„Nu seht einmal den dummen Jungen! Davon ge-



Bilder aus einer Schweizerischen Kneipenschenke: Konfignation.
 Nach der Natur gezeichnet von Hans Meyer-Gessler.



Hardmeyer, 98.

laufen ist er, weil ihm das bißchen Warten zu lang geworden ist. Der soll mir wieder einmal kommen!"

Heinz aber sitzt draußen auf seinem Lieblingsplätzchen inmitten des Waldbachs. Ihm ist so schwer ums Herz, als wäre mit der lieben Gestalt Helenens auch die Freude seiner Jugend von ihm gegangen.

Der erste Reiz des Herbstes ist über Nacht gefallen. Neben dem Bett seiner Frau sitzt der Holzer-Jakob und seine raube Hand hält mit leisem Druck die kalten Finger der Kranken umschlossen. Mühsam ringt ihre Brust nach Atem, und ihre Blicke tauchen angstvoll stehend in das Antlitz des Mannes. Um dessen Lippen zuckt ein schmerzlich verhaltenes Weinen.

"Jakob" — flüstert die Frau — "Jakob, nun weiß ich's — es wird nicht mehr lange gehen mit mir. Ach, und die Kinder hätten so sehr noch meiner bedurft. Aber nicht wahr, Jakob — schau mich an — nicht wahr, du wirst für sie sorgen und sie lieb haben, wenn ich nicht mehr bin!"

Auffschluchzend sinkt des Mannes Haupt auf ihre Hand. Mit durchdringendem Feuer ruhen die Augen der Sterbenden auf dem verhüllten Gesicht, das einst in ihrem jungen Herzen die Liebe zu entzünden vermocht hatte.

"Hab' nicht gedacht, daß ich so früh sterben muß", und das Mineli ist noch so klein. — Aber Beteli wird für das Kind sorgen, das weiß ich, und das ist mein Trost. — Beteli ist brav und tapfer, — o, mach ihm das Haushalten nicht gar so schwer! — Jakob — wenn ich aber an den Heinz denke, dann wird mir vor dem Sterben bang. Er hat ein weiches, gutes Herz, das nach Liebe verlangt. — O, gib ihm diese Liebe, und er wird alles thun, was du von ihm verlangst. Jakob — sei gut mit dem Buben. Zwing' deinen Fäzorn nieder, wenn er seine eigenen, stillen Wege geht — denn er ist ein seltsames Kind. — Er scheut dein rauhes Wesen. — Wen hat er, wenn ich nicht mehr bin, als dich, seinen Vater!

"O sei ihm ein liebender Vater, — versprich es mir!" Die kalten Hände umklammern mit letzter Kraft des Mannes Arm.

"Ich verspreche es dir!" — Lieblosend streichelt Jakob die fahlen Wangen seines Weibes.

Ermattet sinkt die Frau in ihre Kissen zurück und ein Seufzer der Beruhigung schwebt kaum hörbar von ihren Lippen. —

Wie die Morgenröte des nächsten Tages ihre Rosengewinde um die Häupter der Firnen flieht, ertönt das Glöcklein vom goldgleißenden Kirchturm. Es ruft die Bergdörfer zur Totenmesse für des Holzer-Jakobs Weib, das nach einem Leben der Arbeit und Enttäuſchung zur Ruhe gegangen ist.

Die wachsenden Schatten der Nacht schweben über dem frischen Grabhügel und feucht sinkt der Nebel nieder auf die braunen Schollen. Heinz fühlt nicht, daß seine

ärmlichen Kleider naß und kalt werden; er kann sich nicht trennen von dem Ort, wohin sie seine Mutter getragen haben.

Da legt sich schwer eine Hand auf seine Schulter, und wie träumend läßt er sich von seinem Vater nach Haus geleiten.

Beteli hat fürsorgend die Suppe warm gestellt und nötigt den Bruder mit sanftem Wort zum Essen. Dann heißt sie den bebedenden Knaben zu Bette gehen.

Aber, schlafen kann er nicht; er weiß nur dies eine, daß er keine Mutter mehr hat, daß das einzige Wesen, das ihn von Herzen geliebt und verstanden hatte, nun auch von ihm gegangen ist. Wild jagen sich die Gedanken in seinem Kopf, bis ein leidenschaftliches Schluchzen die junge Seele von ihrem lastenden Schmerz befreit. Und wie es still und stiller wird in seinem Herzen, da naht mit tröstendem Lächeln der Engel des Traums und flüstert ihm ein Lied zum Lob der toten Mutter zu. Und die brennenden Augen schließen sich.

Von nun an ist der Kirchenplatz des Knaben häuſfiger Aufenthalt. Hat Heinz die Arbeit gethan, die ihm der Vater oder Beteli zugewiesen, dann eilt er, von innerer Sehnsucht getrieben, zur Kirche empor. Da sitzt er so gerne vor dem Bild der Maria mit dem stillen milden Gesicht. Dann wird ihm zu Mut, als lächelten der Mutter Augen auf ihn nieder, die Züge verklärt von Güte, und ohne Kummer. Und er freut sich, daß es dem toten Mütterchen so wohl gehe, daß alle Sorgenschatten aus ihrem Antlitz gewichen, und getröstet kehrt er wieder in die ärmliche Hütte zurück.

Von seiner Schulbank aus kann der Heinz gerade auf das Grab der Mutter sehen, und nur zu oft wandern seine Blicke den bekannten Weg zum Friedhof. Fast kein Tag vergeht, an dem die Lehrschwester nicht seine Unachtsamkeit zu tadeln hätte. Dann gedenkt er freilich der Worte seiner Mutter, die ihn so oft gemahnt hatte: Gelt Heinz, heut bist fleißig in der Schule!

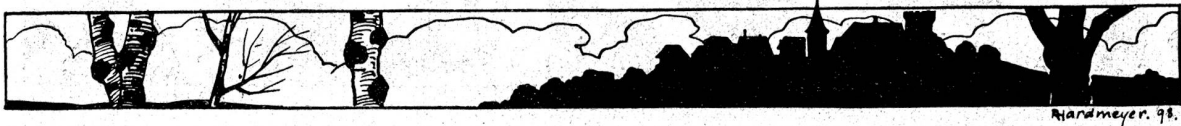
Und mit neuem Eifer beginnt er zu lernen.

Aber das quälende Liebesverlangen wächst in seinem Herzen; denn ihm ist niemand mehr geblieben, dem er sich anvertrauen kann.

Freilich, Beteli ist gut und freundlich zu dem Bruder, aber ihr fehlt die Zeit, noch auf anderes achten zu können, als auf ihre Pflicht. Ruhen doch so viel der Sorgen auf ihren jungen Schultern.

Wenn doch der Sommer bald wiederkehren wollte! — Der Sommer, und mit ihm seine Freundin, die gute, liebe Fräulein Helene, die Mitwiserin seiner Gedanken, seiner lieben, kleinen Liebschen.

Die letzten Worte seiner sterbenden Frau waren auf den Holzer-Jakob nicht ohne Wirkung geblieben. Er mühte sich, das seltsame, träumerische Wesen seines Buben mit Geduld zu ertragen. Daß Heinz oft so still seines Weges ging, daß er ob dem Singen einer Amsel, dem Rauschen und Wellenspiel eines Bächleins



Zeit und Arbeit vergessen konnte, das reizte den heißblütigen Mann mehr zum Zorn, als alle Unart es vermocht hätte.

Der Jakob war rauh und unfreundlich gewesen gegen sein Weib, so lange sie an seiner Seite still und flaglos gegangen. Der Toten gedachte er mit neu erwachter Liebe. Immer mehr trat sie vor sein geistiges Auge, wie er sie zuerst gesehen, als das feine, liebliche Töchterchen des Lehrers aus der Nachbargemeinde.

Gerade ihre Sanftmut, die ihm später oft untrüglich vorgekommen war, hatte den leidenschaftlichen, kraftbewußten Burschen zu der Lene hingezogen, und sie war ihm vertrauensvoll in sein ererbtes Häuschen gefolgt.

Jahr um Jahr hatten darauf ein Kleines gebracht. Die frischen Wangen der Lene fingen früh an blaß und schmal zu werden; denn mit den Kindern mehrten sich auch die Krankheiten und Sorgen, Lebenskraft und Lebensmut der Mutter langsam verzehrend.

Von den Kindern waren nur Heinz und die beiden Mädchen am Leben geblieben; aber auch für diese wollte der karge Verdienst nicht immer ausreichen. Und als der Jakob begann, im Brantweinenuß der lästigen Sorgen zu vergessen, da war das Glück für immer aus dem Hause gezogen. Schmerzlicher als alle Not hatte der Jähzorn ihres Mannes auf der zartfühlenden Frau gelastet. Ihre letzten Worte galten drum ihrem Heinz, der, weichen Gemütes wie die Mutter, am schwersten unter dem rauhen Wesen des Vaters litt.

Jakob aber hielt das Andenken an seine Frau, deren stilles Wirken er immer mehr zu vermissen begann, in Ehren, und mühte sich, sein Versprechen zu halten.

Heinz liebte seinen Vater, aber noch mehr fürchtete er ihn. Er fühlte wohl, daß dieser freundlicher, geduldiger gegen ihn geworden war seit dem Tod der Mutter.

Sah er aber, wie der Vater im Jähzorn seiner Würde vergaß, dann flammte in seiner jungen Brust ein Gefühl empor, das mächtiger war als die Liebe. Dann floß er voll Widerwillen den Vater.

So kam es, daß Heinz immer verschlossener, immer schauer wurde. Ihm fehlte die leitende Hand, die seine schlummernden Geisteskräfte zu wecken verstand; ihm fehlte die Liebe, die er täglich sehnsuchtsvoll suchen ging. Es verzehrte sich das Feuer seiner regen Phantasie ungezügelt in seiner Seele.

Weil er sich zu Hause unverstanden fühlte, flüchtete er mit seinen Gedanken hinaus in den Wald, ihm seine Lieder und Reime anzuvertrauen. O diese Liedchen waren sein Reichtum, sein Trost! Wenn er in stiller Waldeinsamkeit saß und dichtete, dann war alle Armut des Leibes und der Seele für kurze, sel'ge Zeit vergessen. Immer öfter aber kam es vor, daß der Knabe bei des Vaters Heimkehr nicht zu finden war.

So traf es sich auch an einem der ersten, kalten Wintertage.

Nebelgelaunt, und vom Genuß des Brantweins erregt, tritt der Holzer-Jakob in die Stube. Es war

Markt gewesen, drunten in der fernen Stadt, wo der Jakob geschlagenes Holz hingeführt hatte. Nun kehrte er zurück mit kargem Verdienst, der in Gesellschaft spielender Kameraden noch geschmälert worden war.

„Wo ist der Heinz?“ — Rauh stößt der Bergler die Worte hervor.

Beteli, die das kleine Schwesterchen zu Bett gebracht hat, antwortet mit scheinbarer Ruhe: „Der ist in den Wald gegangen, um Reifste zu sammeln!“

Der Vater schweigt; dann tritt er ans Fenster, seine Ungeduld niederzwingend.

Schneeflocken beginnen draußen ihr Spiel zu treiben; immer dichter fallen sie nieder, die frierende Erde weich umhüllend.

Unruhigen Blicks schaut der Jakob den Weg entlang, der zum Forste führt.

„Daß der Bub nicht heim kommt! — Leicht könnt's ihn den Weg verschneien bei solchem Wetter!“

Er murmelt es in aufsteigender Sorge um seinen einzigen Sohn.

Schleichenden Ganges wandert die Zeit.

Die alte Schwarzwälderuhr läßt ihr monotones Ticken vernehmen; in der Küche knistert leise das Herdfeuer — sonst ist es still, fast unheimlich still um den großen Mann, der die Schläge seines Herzens zu hören glaubt. Seine Unrast steigert sich, und mit schweren Schritten durchmißt er die Länge der niedern Stube. In seine Besorgnis beginnt sich mächtiger Zorn zu mischen.

Beteli sieht voll Bangen die drohende Wolke in des Vaters Gesicht aufsteigen. Leis huscht sie durch die Küche, um nach dem Bruder zu spähen. Aber nur der lichte Schnee flimmert ihr entgegen.

Da bricht der Mann in der Stube in wildem Zorne los: „Nun mag er kommen, der Bub! Wissen soll er's, wenn er daheim sein soll; heut' will ich's ihn gründlich lehren!“

Da knarrt leise die Hausthüre. Heinz tritt herein, ein kleines Reifstgündelchen auf den Schultern tragend. Seine Augen glänzen, als hätten sie da draußen im Schneegeßtöber die Schönheit selbst geschaut. Da werden seine frischgeröteten Wangen blaß, denn vor ihm steht des Vaters zornbebende Gestalt.

„Wo kommst her?“ — fragt dieser mit verhaltenem Grimm.

„Im Wald bin ich gewesen, hab' Holz gesucht!“

Schüchtern setzt der Heinz seine Bürde zu Boden. Reiß flammt es im Gesicht des Mannes empor.

„Und in dieser langen Zeit hast nur dies Büschel zusammen gebracht Wart' Bub, du fauler, an den heutigen Tag sollst du denken deiner Lebtag!“

Sinnlos vor Wut entreißt seine Hand der Bürde einen Ast und läßt ihn wuchtigen Schlags auf den Knaben niederfallen.

Ein Schrei des Entsetzens — dann sinkt das Kind zusammen.

Da steht mit aufgehobenem Arm und bligenden Augen das Beteli zwischen Vater und Bruder.



„Vater, denk' an dein Versprechen, denk' an die Worte der Mutter!“

Des Holzer-Jakobs Hand, zum zweiten Schlag erhoben — sinkt matt nieder, und statt des Zornes Rote lagert sich tiefe Blässe auf seinem Gesicht. Zu spät erkennt er, was er gethan.

Stöhnend trägt er den bewußtlosen Knaben auf sein Lager. Beteli küßt dessen blutende Stirn, bis wieder Leben in das erstarrte Gesicht zurückkehrt.

Der erste Blick des Erwachenden fällt auf den Jakob, der erschüttert zu Füßen des Lagers steht. Ein Ausruf des Schreckens kommt über die entfärbten Lippen des Kindes. Abwehrend streckt es seine Hände nach dem Vater aus, das blasser Gesicht fest in den Kissen bergend.

Wochenlang ringt der junge Körper mit der Gewalt des Fiebers. Endlich siegt die Jugend über den Tod. Aber der zerschlagene Geist vermag sich nicht mehr zu erheben, die umnachtete Seele kann nicht mehr gesunden.

Die Augen des Knaben, die einst so hell strahlten beim Anblick der lachenden Natur, sie blicken unstät und

scheu. Kein liebes Wort vermag mehr ein Lächeln auf das schmale Gesicht zu zaubern.

Auch der Holzer-Jakob ist alt geworden diesen Winter. Seine hohe Gestalt ist leicht gebeugt, und in seinen Bart ist Schnee gefallen. Denn der Mensch kann in wenig Tagen alt werden, wenn an seinem Herzen zu späte Reue und tiefer Schmerz nagen.

Der Frühling läßt die Fahnen jung erblühter Schönheit über die Lande flattern, und das Rauschen befreiter Quellen klingt zu Thal. Farren und Thymian umkränzen das Gebüsch am Waldbaum, durch dessen Dämmern der Waldbach rieselt. Auch der Knabe sitzt wieder auf dem moosbewachsenen Stein, draußen im Quell, stundenlang in das Geplätscher niedersehend. Aber die Liedchen, die er aus der Tiefe seiner Kindesseele gesungen, er kennt sie nicht mehr. Wenn er wie ein gescheuchtes, wundes Reh durch die Stille des Waldes eilt, im Wahn verfolgt zu werden, dann geht durch die Kronen der Tannen ein Rauschen wie leises Klagen. Sie trauern um ihren verstimmten Sänger, sie klagen um eine verlorene Kindesseele

Im Port.

Sei mir gegrüßt, mein liebes neues Heim,
Wie Feierzeit nach unruhigen Tagen!
Ich war ein unfruchtbarer Sproß und Keim,
Ein irres Blatt, vom Wind umhergetragen.
Nicht hatt' ich je, was Heimat war, vergessen —
Schrie nicht das Herz danach in einemfort?
Trug's nicht die Seele, groß und unermessen?
Nur auf der Erde hatt' es keinen Ort . . .

Wohl dank' ich dir, du stilles, stolzes Weh,
Dem nur die heimatreuen Herzen glühen;
Wie Frühlingsblumen über Maienschnee
Triebst du der Dichtung Rosenbaum zu blühen.
Bald warst du mir wie Sommerabendsächeln,
Bald wie der Winternacht geweihter Strahl,
Bald wie des Herbstes flücht'ges Sonnenlächeln,
Das sich ins Dunkel meiner Tage stahl.

Ich danke dir, was ich in dir empfand,
Wie je der Armut bitt'res Los gefallen,
Aus ihrer Jugend süßem Heimatland
Durch fremder Fluren Dunkelheit zu wallen.
Du liebest mich für alle Zeit empfinden,
Wie tief das Schicksal uns die Ziele steckt,
Und Immortellen gabst du mir zu winden
Um jene Erde, die mein Liebtes deckt.

Ich grüße dich, du Heimstatt neuer Kraft!
Sei Gottes Friede unter deinem Dache!
Und jene Liebe, die uns Wunder schafft,
An deiner Schwelle halte sie die Wache!
Und du, geliebtes Herz, das mir zu eigen
Den jungen Frühling deines Lebens gab,
Dein ist dies Blatt — ich brach's von frischen Zweigen
Mit einer Blume deiner Heimat ab!

Doch als sich mir der Tag zu neigen kam,
Hat sich das letzte Glück in Weh verloren;
Im Bettlermantel stand der dumpfe Gram
Des Heimatlosen vor des Alters Thoren.
Die Nachtigallen, die so süß geschlagen,
Sie wurden stumm, die Blütenlauben leer,
Die Schwalben kehrten mit den Frühlingstagen,
Doch meinen Frühling brachte keine mehr!

Da sah ich dich im Sonnenschimmer steh'n
Und deine Fenster hell im Frührot glänzen;
Aus deinen Bäumen zog's wie Heimatweh'n
Und mit der Hoffnung maß ich deine Grenzen.
Ein grüner Acker und ein Feld daneben,
Ein Kraut- und Blumengärtchen lag dabei;
Wie lockt' es mich, als ob ein zweites Leben,
Mein neues Heim, mir drin verborgen sei!

Nun ist es wahr und wirklich: du bist mein!
Am eig'nen Herde wird mein Feuer brennen,
Und was es heißt: auf eig'ner Erde sein,
Den Stolz der Freiheit darf ich wieder kennen.
Ihr mögt mir Amt und Würde wieder nehmen —
Was schert mich Würde, die auf Titel sieht!
Den Geist der Freiheit wird mir niemand zähmen,
Der seine Kraft aus eig'nem Grunde zieht.